

*Erschienen am 11.05.2019*

Sehr geehrter Freund,

Diese Worte entstanden in dem Ihnen bekannte Moment, in dem ich den Stift zur Hand nahm, mich dem völlig leeren Blatt zuwendete und schrieb:

Ich will Ihnen mit diesem Schreiben für ihre warme Freundschaft danken und zugleich ein Ende damit machen. Doch um mich wirklich zu erklären, soweit dies einem Menschen je möglich sein kann, werde ich von vorne beginnen, auch auf die Gefahr hin, ihnen Bekanntes zu erzählen.

Wie sie wissen, wuchs ich in einer handwerklichen Familie auf, was einiges mit sich bringt, womit ich auch soziale und erzieherische Bedingungen meine, die unweigerlich auf mich im frühen Status meiner kindlichen Entwicklung gewirkt haben. Da die Familie meines Vaters über Generationen nichts weiter gekannt hat – womit ich das wirkliche Erfahren meine – als das Fischerhandwerk, so war die meinige Übernahme dieses Berufsfeldes vorgeschrieben. Doch auch wissen Sie, und dies ist womöglich der Grund unserer Freundschaft, dass dies nicht meiner Vorstellung entsprach. Mir stand es vor Augen, wie ich tagtäglich durch die Straßen wanderte, mit ihren Gebäuden, aus dem 17. Jahrhundert, errichtet nach dem schlimmen Unglück von 1652, mit ihren Stuckverzierungen, die sich besonders am Rathaus ausmachten, welches mir in den Jahren meiner sehr frühen Jugend immer auf Grund des mystischen „A“, welches an der Mauer prangte – gemeißelt aus

Stein in der Wand, umgeben von einem verzierenden, blumigen Oval – ins Auge fiel. Doch eines fesselte meinen Blick besonders, es trat geradezu vor mich und mir gegenüber, ragte auf beiden Seiten des Platzes auf, den eine Statue schmückte, die einen Elefant, auf dessen Rücken ein Obelisk befestigt war, darstellte: das Gebäude der Universität, das sich in weißem Stein über dem dunklen Vulkangestein, aus dem der Platz gelegt war, erhob. Manchmal wagte ich es in den Innenhof zu treten, der wie ein Auge mit dunkler Iris in den blauen Himmel blickt. Er ist, Sie wissen es so gut wie ich, ringsum von einem zweistöckigen Balkon, von dem man in die Mitte blicken kann, umsäumt. Die Verzierungen ziehen sich wie weiße Adern über das Geländer des Balkons, von dem man in die Fakultätsräume gelangt. Oft habe ich Ihnen das Gefühl der Ergriffenheit angesichts dieses Eindrucks beschrieben, das mich jedes Mal bei diesem Anblick übermannte. Tief in mir regte sich etwas, ein Wille, ein Wünschen und Bilder meiner Zukunft stiegen in mir auf, die mich mit hoffnungsfroher Erwartung erfüllten. Doch sogleich wurde ich von einer Angst heimgesucht. Einer Angst und Furcht. Wann immer diese in mein Bewusstsein einbrachen, wurde das Marmorgestein mir dunkel und grau, und eine Aura des Unwillkommenen vertrieb mich von dort. Wann immer ich mich derart als Ausgestoßener fühlte, ging ich durch die matten, staubigen Straßen, ohne auf den Weg zu achten. Als ich einmal einen Park durchquert hatte, trat ein Mann an mich heran, den ich schon von weitem auf einer Bank hatte sitzen sehen. Er hatte ledrige Haut durch die Sonne, der er wohl einen Großteil der Tageszeit ausgesetzt zu sein schien, seine

Handflächen waren rau, er trug einen Schnurrbart, doch war der Rest seines Gesichts von einem leichten Bart umstanden, der auf mangelnde Pflege schließen lässt. Auf seinem grauen Haar trug er eine Mütze. Er erschien mir wie einer der Fischer, die nach altem Handwerk den Fisch an Land ziehen, um ihn dann auf dem täglichen Markt unter die Leute zu bringen. „Junger Mann, Sie sehen aber wahrlich froh aus heute.“, sagte er mit ironischem Ton. Ich antwortete nicht, sah ihn an und wartete darauf zu hören, was er nun eigentlich von mir wollte. Der Mann blinzelte in die Sonne und lächelte, sein Gesicht war alltäglich, ein Jeder und eine Jede blickte mich daraus an. „Der Sohn des Herrn Kollegen, nicht wahr. Mal wieder nichts gefangen?“, sprach er und leckte sich die Lippen; die Ironie seiner Stimme klang mir seltsam im Ohr. Er fuhr fort: „Na sehen Sie in dunklen Gemäuern da treibt sich kein Fisch herum, es ist nicht feucht genug. Spüren Sie denn nicht die Trockenheit?“, er schaute mir nicht in die Augen, sondern starrte mir auf den Mund, der fest verschlossen war, als wolle er, dass dieser sich öffne und protestiere. „Der Staub liegt auf Ihrer Haut und nicht nur dort. Soll ich Ihnen mal ins Ohr pusten?“ Er lachte schallend auf, wurde aber sogleich wieder ernst, wobei ein leichtes Lächeln im Mundwinkel zurückblieb, das in einer Falte sich seit Jahren eingerichtet hatte. „Das Leben hat wohl nichts zu bieten, nicht wahr.“, fuhr er fort, „Die Fußstapfen des Vaters sind wohl zu klein für Sie, ja, ja...so sagen Sie mal.“ In der Verfassung, in der Sie mich kennengelernt haben, doch entgegen meiner damaligen sprach ich kein Wort, dünn lagen meine Lippen wie Liebende am Morgen aufeinander, völlig willenlos, sich

voneinander zu lösen. Schweigend sah ich ihn an und seine Worte klangen wie die von hunderten seines Schlages nach. Ich nickte ihm zu, ging meinen Weg weiter und beschloss ihn in Richtung meines Elternhauses verlaufen zu lassen. Noch bevor ich in die Straße desselben eingetreten war, überkam mich eine Angst, die sich heimlich in mir ausbreitete, mit jedem Schritt, den ich auf mein Elternhaus zutrat, stieg sie weiter aus dem Körper in mein Bewusstsein auf. Groß und dunkel erschien mir die kleine Hütte, an deren Außenwand Netze und Seile hingen, die sich um das ganze Haus herum erstreckten und es zusammengezurt erscheinen ließen. Sie kennen dieses Haus, doch der Sohn tritt mit einem anderen Gefühl als der Gast darauf zu. Mein Gang war wie durch Wassermassen hindurch, gehemmt und langsam, zögerlich doch mit großer Anstrengung. Ich wusste, was mich darin erwarten würde und doch schritt ich willentlich fort und darauf zu. Langsam öffnete sich die hölzerne Tür. Meine Augen mussten sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen, das in dem kleinen Wohnraum in der Luft zitterte; die Lampe war defekt und warf ein flackerndes Licht. Es war völlig still und ich hängte meinen Mantel an die Garderobe. Plötzlich fasste mich eine Hand an der Schulter, so dass ich zusammenzuckte. Die Hand zog mich herum und ich blickte in das alte Gesicht meines Vaters, dessen Wangen eingefallen waren. Seine gelbe Haut leuchtete mir aus dem Halbdunkel entgegen. Seine Augen konnte ich nur schlecht erkennen, tief lagen sie in den Augenhöhlen, die wenigen Haare waren fettig und hingen in kurzen Strähnen herab. Hinter ihm, so sah ich als ich an ihm einer unbewussten Ahnung folgend

vorbeischaute, stand meine Mutter im Dunkel der Nacht, das den hinteren Teil des Raums ausfüllte. Ihr Gesicht leuchtete im Schein der aufglimmenden Glut ihrer Zigarette kurz auf und ließ ihre geröteten Augen erkennen, aus denen die Traurigkeit blickte.

Sie kennen diese Augen, denn Sie haben es einmal treffend gesagt: „Der Ausdruck, die Augen seinen das Tor zur Seele, stellt die Seele wohl als Gebäude vor, mag auch das Tor noch stehen so liegt doch das wohin es führt in Trümmern.“ Wieder blickte ich meinen Vater an – Sie dürfen sich diese Begegnung als alltäglich vorstellen – und er blickte mich an, seine Augen zuckten und ließen die dunklen Schatten unter seinen Augen hervortreten. „Ach kommen wir auch einmal nach Hause, haben wir uns genug die Beine vertreten, wie?“, zischte er durch seine gelben Zähne. Dieser Mund, so rosa und feucht, ließ mich stets einen Ekel verspüren. Meine Lippen trennten sich nicht, blieben vereint und geschlossen. „Sieh doch unseren Prachtsohn!“, wendete er sich an die dunkle Gestalt hinter ihm, „Ein Glück, dass dies damals aus dir herausgezogen wurde, ja ja, ein wahres Glück, das einzig wahre für einen alten Vater.“ Er lachte bitter; seine Falten zuckten durch das zerfurchte Gesicht. Meine Mutter zog an ihrer Zigarette, ihre Augen glänzten im Licht der Glut wie immer, doch sprach sie kein Wort. Langsam glitt sie zurück ins angrenzende Zimmer. Ich ging ihr nach. Es war meine Absicht, mit ihr zu sprechen. Sie stand abgewandt am Fenster. Aus dem Fenster leuchtete mir die Glut entgegen, als ich an sie herantrat und sie an der Schulter fasste: „Mutter?“, flüsterte ich. Sie wendete sich nach mir um und ich sah hinunter in ihr glattes Gesicht;

nur leichte Falten durchzogen es um den Mund und die Augen. Sie sah mich an und berührte meinen Arm, ihr Mund verzog sich zusammengedrückt in Mitleid. Ein wenig schien es, als würde sie hinter meine Augen blicken und dort etwas sehen, dem eigentlich dieses Mitleid gebührte. Mir kam meine Absicht wieder ins Bewusstsein: Mutter, geht es dir gut?“ fragte ich sie, während ich ihren Griff erwiderte und meine Augen ihren Blick suchten. Sie sprach kein Wort, ihr Blick versank in meinen Augen. Sie schien mich nicht zu hören. „Mutter?“, sie blinzelte. „Ich mache mir Sorgen um dich!“ sagte ich. Diesen Blick hatte ich schon oft gesehen.

Sie vermögen sich an diesen Blick vermutlich nicht zu erinnern; so sehr Freund, als dass sie meine Mutter wirklich anblickten, waren sie wohl nicht; sie kannten sie keineswegs, sie verstand auch anders zu blicken. Aus ihren Augen entwich etwas Gläsernes. Fest blickte sie mich an, ihr Griff um meinen Unterarm wurde stärker. Die Glut leuchtete auf ihm, spiegelte sich im Fenster, und sie sprach zärtlich: „Es geht mir gut, mein Sohn“.

Sonntäglich begleitete ich sie in die Kirche. Sie wissen das am besten. Sie hielten ihre Predigt, jeden Sonntag aufs Neue. Sie sprachen von der Kunst, von tiefen Symbolen, von der Idee, von wahren Welten. Sie sprachen vom Göttlichen. Ihre Worte ließen Bilder emporsteigen und rahmten sie ein. Es ist zu bezweifeln, dass Ihre Predigten für dieses Publikum die richtigen waren. Erhöht vor dem Kreuz standen Sie an Ihrem Pult. Mit Armen, die den Raum zu umfassen schienen, sprachen Sie von dem Tod, der die höchste Grenze ist, die das Leben überwinden

kann; von der Sünde der Sexualität, die alle Gebote Gottes überschreitet, durch die der Mensch sich selbst zu Gott erheben will, doch die Gott von ihm abfallen lässt. Der Exzess und die Selbstverschwendung, die Gott verachtet und die Augen abwenden lässt vom Menschen; sie zurücklässt in ihrem Sumpf der Schmutzigkeit. Wie angesichts dieser Sünde, der Glaube sich bestärken muss, in dem sich die Ruhe des Selbst, das zu sich selbst findet, liegt. Dann führen sie fort und sprachen mit noch stärker Inbrunst von der Wahrheit in jedem Kunstwerk. An diese Wahrheit ist nicht zu rühren, erblicken kann man sie nicht, doch zeigt sie sich, in der Erinnerung der Seele an eine Ursprache. In der Symbolik der Worte würde das Wesen des Kunstwerks zum Vorschein kommen; es waren Worte, die die Idee in den Dingen sich offenbaren lassen würde. Es waren göttliche Worte. Über dieser Wahrheit lag ein Schleier, doch glänzt und leuchtet sie hindurch, erfüllt den Menschen mit Sehnsucht nach dieser wahren Welt. Dort wird alles Einheit: Einzelnes und Totalität. Mit erhobener Stimme sprachen Sie, ihre Rede schließend: „Die Heilige Schrift ist ein solches Kunstwerk. Nur hinter einem Schleier werden wir darin Gott durchscheinen sehen können. Nur die Sprache des Buchs der Bücher erforscht die transzendenten Unmöglichkeiten, in denen die Wahrheit erscheint.“

Eines Tages – wie sie sich erinnern mögen, vielleicht kennen sie den Tag auch genau – trat ich nach der Endigung ihrer Predigt zu Ihnen hin, als sie gerade das Pult verließen. Meine Mutter nahm mit beiden Händen Ihre Hände, während sie mit einem ernsten Lächeln zu Ihnen

aufblickte. Ich nahm meine Mutter an den Arm und wies sie zur Tür: „Mutter, warte doch bitte draußen auf mich.“ Sie nickte und lief den Gang zwischen den hölzernen Sitzbänken hinunter, das Sonnenlicht des Vormittags drängte in das Dunkel des Kirchenschiffs. „Was benötigen Sie?“, fragten Sie. – Ich bin nebenbei sicher, Sie können sich an dieses Gespräch erinnern, doch glaube ich, sie sollten meine Perspektive erfahren, denn sie fehlt Ihnen. – „Ich würde mich sehr gerne mit Ihnen etwas länger unterhalten Pater, hätten sie womöglich Zeit für mich?“ sprach ich. Ihre Augen lagen in meinen und Sie beugten sich etwas zu mir herab, so dass ich fast ein wenig zurückwich. „Ich erwarte Sie in zehn Minuten, an der westlichen Türe der Kirche.“, sagten Sie sanft und leise. „Etwas länger wird es wohl dauern“, sagte ich, „allererst werde ich meine Mutter nach Hause begleiten.“ Sie nickten beinahe unmerklich. Ich wendete mich um und schritt zur Tür. Die Sonne war ein wenig weitergezogen. Der Kirchengvorplatz schmeckte nach Hitze, als ich aus der kühlen Kirche trat, die Luft flimmerte. Meine Mutter hakte sich bei mir ein und wir schritten hinunter über den mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Weg, der sich von der Kirche in kurvigen Bahnen nach unten zur Stadt wand, wie eine versteinerte Schlange, deren Kopf die Krone der kirchlichen Anlage trug.

Wie Sie aus den zahlreichen Gesprächen, die Sie mit meiner Mutter geführt haben, wissen, spricht sie kaum, seit mein älterer Bruder verstorben ist. Doch das heutige Erlebnis des weißen Glanzes des universitären Gebäudes drang in mir herauf und ließ mich die Sensibilität, die diesem Thema eigen war, vergessen und fragen:

„Mutter, wie gelang es ihm damals die Universität zu besuchen, wie schaffte er es aufgenommen zu werden?“

Sie schwieg und schritt, das Tempo nicht verändernd in langsamen Gang weiter neben mir her. Es war schwierig zu erkennen, ob sie mich hörte, denn ihr Blick durchdrang die Ferne, als wolle sie hinter den Horizont blicken. „An niemanden kann ich mich wenden, niemand hört mich an. Ich brauche deinen Rat, als Mutter“, sagte ich direkt an sie gewendet, ihre Augen suchend. „Mein Sohn...“, hauchte sie, ihr Blick immer noch in die Ferne gerichtet, ich spürte ein Zucken, das durch ihren ganzen Körper ging, an meinem Arm, in den sie eingehängt war. „Mutter?“, fragte ich. Sie blickte mich an, lächelte und nickte mit ihrem Blick meine Frage fordernd. „Wie... wie hat er Eintritt erlangt, Mutter?“, wiederholte ich mich. „Es ist das Rektorat. Ihm obliegt die Entscheidung.“, antwortete sie mir plötzlich aber völlig klar. „Wie kann ich mit ihnen sprechen? Denn auf meine Briefe haben sie nicht reagiert.“ - „Sie reagieren nicht, mein Sohn, sie kommen zu einem, wenn sie etwas begehren.“ – „Wer sind sie?“ Das Gesicht meiner Mutter blieb regungslos, nur ihr Kiefer spannte sich an. „Das, mein Sohn, weiß niemand, auch ich nicht – vor allem ich nicht.“ Ihr Mund schloss sich und war verhärtet. „Bitte Mutter, ich bitte dich! Weißt du denn gar nichts darüber?“, fragte ich, doch sie schüttelte den Kopf und ich wusste, dass dieses Gespräch für sie beendet war. In meinem Inneren zog es sich zusammen, ich blickte zur Seite. Ein Wind kam auf und fegte uns den Staub des Weges entgegen, so dass wir unsere Augen davor zu schützen suchten. Wir blieben stehen, denn das Weitergehen

mit geschlossenen Augen war auf diesen unebenen Straßen, auf denen hinter jeder der engen Kurven etwas uns entgegenkommen könnte, eine Lebensgefahr. Ein unbestimmtes Gefühl überkam mich in diesem Moment, die Hand dabei vor dem Gesicht, dass etwas hinter dem Staub auf mich lauerte, langsam auf mich zukam. Sobald sich der Wind beruhigt, der Staub sich gelegt hatte, verflog das Gefühl, so überraschend wie es gekommen war. Wir gingen weiter nach Hause, doch fühlte es sich an, als würden wir rückwärtsgehen. An der Haustür angelangt, öffnete ich diese, blickte in das Dunkel des Zimmers und zog meine Mutter, die immer noch an meinem Arm hing, mit mir hinein. Sobald dies getan war, küsste ich sie auf die Stirn und trat wieder vor die Tür. Keine Sekunde länger als nötig wollte ich verweilen, zumal Sie mich erwarteten. Als ich das Gesicht meiner Mutter ein letztes Mal sah, bevor ich die Tür hinter mir ins Schloss zog, blickte sie in meine Richtung und in die des hineinfliegenden Lichts, doch sah sie mich nicht, sondern blickte durch mich hindurch, scheinbar abwesend den Blick in ihr Inneres gerichtet oder ins dumpfe nächtliche Nichts.

Die Umrisse der Kirche waren kaum zu erkennen, dunkel lag sie vor dem sonnigen Himmel, die Sonne verschwand hinter ihr und die Strahlen hüllten die Ränder der Fassade und des Kirchturms in ein Zwielicht. Als ich versuchte die Tür des Haupteingangs zu öffnen, fand ich sie verschlossen. Daher ging ich um die Kirche herum und fand einen Nebeneingang, der in den hinteren Teil des Kirchenschiffs zu führen schien. Als ich soeben meine Hand an die Klinke legte, öffnete sich die Tür und ein kleines Männchen in weißem Gewand und Haube

steckte den Kopf heraus. „Die Kirche ist geschlossen!“, zischte es, „Die Messe ist vorüber. Wenn Sie eine Besichtigung wünschen, kommen Sie bitte morgen zu den vorgegebenen Öffnungszeiten wieder.“ So gleich wollte es die Tür schließen, doch sie stieß gegen meinen Fuß, den ich in den kurz geöffneten Spalt geschoben hatte. Entrüstet blickte mich das Männchen an, zog eine Augenbraue hoch und die Mundwinkel nach unten. „So, Ihnen ist es also ganz wichtig mit dem Dienst an Gott, was? Na na, frommer Herr“, klang es spöttisch aus seinem Mund, „da müssen sie sich wohl oder übel bis morgen gedulden; aber glauben sie mir, Gott ist auch morgen noch hier, dahingehend kann ich sie von Ihren Sorgen befreien.“ Es hob beide Augenbrauen, blickte mich überheblich und belustigt an und versuchte erneut die Tür zu schließen. Schnell sagte ich: „Der Pfarrer erwartet mich. Er ist informiert, dass ich komme.“ Da lachte das weiße Männchen und stieß mir mit dem spitzen Finger auf die Brust, während es immer noch halb hinter der Tür verborgen blieb. „Da müssen Sie sich leider getäuscht haben. Der Pater ist bereits abgereist, zu einem Kongress, der morgen beginnen soll. Er ist erst in einigen Tagen zurück. Bitte wenden sie sich telefonisch oder postalisch an die Kirchenverwaltung, um einen persönlichen Termin auszumachen und platzen sie nicht wieder auf diese Weise in ein Gotteshaus. Die Kirche ist nun geschlossen, auf Wiedersehen.“ Völlig verblüfft von dieser Nachricht zog ich vor der zuschnellenden Tür meinen Fuß zurück und sie fiel krachend ins Schloss. Nie zuvor hatte ich diese Gestalt in der Kirche gesehen. Beinahe wäre ich wieder gegangen, doch aus irgendeinem Grund nahm ich Ihr Wort als eines von Wert und war

daher überzeugt der Herr in dem weißen Gewand müsse sich getäuscht haben, als er Ihre Abreise behauptet hatte. Erneut ging ich zum Haupteingang und – einer inneren Eingebung folgend – machte ich erneut den Versuch die Tür zu öffnen. Tatsächlich bewegte sich die hölzerne Pforte auf meinen Zug hin einen Spalt und ich schlüpfte hindurch. Die Kirche war leer und ich suchte mit den Augen nach dem Männchen, doch niemand war zu sehen. Laut hallten meine Schritte. Durch den dunklen Stein war die Kirche, dem hellen Sonnenlicht draußen trotzend von einem schummrigen Licht erfüllt. Von irgendwoher vernahm ich den Klang der Orgel, lange Töne zogen sich durch das Kirchenschiff, verhallten in den düsteren Ecken, wurden hin und her geworfen. Das einzige Licht schien durch die bunten oder gräulichen Glasfenster und ließ die dort illustrierten Szenen der Kreuzigung, von Krankheit und Tod von Licht illuminiert erscheinen. Demut überkam mich wider Willen, golden leuchtete der Altar auf der anderen Seite des Saals mich an, als ich durch die aus dunklem Holz gefertigten unbequemen Sitzreihen schritt, auf denen ich vor nicht langer Zeit mit meiner Mutter Ihrer Predigt gelauscht hatte. Beim Altar angekommen, sah ich, dass eine Luke im Boden geöffnet war, die nach unten führte. Ich schritt die kurze Treppe hinab. Dort war ein Raum, aus dem mehrere Gänge weiter durch die Räume führten, die sich unter dem Altar erstreckten. Wohin die Gänge führten, war nicht zu erkennen, da alles sehr spärlich durch rötliche Lampen erhellt war. Ich schlug den Gang zu meiner rechten ein, tastete mich an der Wand entlang und fand mich nach einigen Windungen in einem weiteren Raum wieder, der

noch größer war als der erste. In einer Ecke stand ein großer steinerner Sarkophag. Meine Suche nach einem Namen, der bezeichnet hätte, wer darin lag, blieb erfolglos. Nichts wies auf die Identität des Toten hin. Einige verwelkte Blumen lagen zu Füßen des Sarkophags. Die Luft hier unten stank nach Moder und Feuchtigkeit. Zwei Gänge führten aus dem Raum weiter, von denen ich den Linken einschlug. Nach einer Weile führte eine Treppe noch weiter hinunter und es eröffnete sich ein Raum mit einem Schreibtisch darin. An den Wänden waren Regale mit Büchern. Sofort erkannte ich, dass Sie, mir und dem Schreibtisch abgewandt und einem großen Gemälde zugewandt, auf dem Stuhl saßen, der beim Tisch stand. Das Gemälde zeigte einen Mann in schwarzer Robe, der, das Gesicht fast völlig in Schatten gelegt und die Augen in tiefen Augenhöhlen verborgen, die Eintretenden mit seinem finsternen Blick zu richten schien. „Pater?“, flüsterte ich. Sie drehten sich schnell herum. Für einen Moment war Ihr Gesicht düster und von einem tiefen Schmerz gezeichnet, doch als unsere Blicke sich trafen, nahm es sogleich den gewohnten, andächtig-heiteren Blick an, den man von Ihnen kannte. „Das hat aber doch eine Weile gedauert, würde ich meinen, nicht wahr? Naja, nun sind Sie ja hier und ich freue mich darüber. Ich war eben in die Betrachtung des Gemäldes vertieft. Wie sie wissen, bin ich zwar nicht mehr der Jüngste, aber doch noch nicht lange in meinem Amt und von Zeit zu Zeit zieht mich der Blick des Gründers dieser Gemeinde, dessen Gemälde ihn in diesen Räumen für immer ehren soll, in seinen Bann. Dieser Blick... so prüfend und streng... es fällt mir schwer, mich ihm zu entziehen und nicht die

Aufgabe, die mir in meiner Position als Pfarrer zukommt, darin repräsentiert zu sehen, und gleichzeitig wehrt sich etwas in mir gegen diese Autorität, gegen die Vorstellung, dass der christliche Glaube in diesem Blick liegen soll, der so ohne Milde, ohne Mitleid auf uns niederblickt. Dieser Blick widerstrebt mir, widerstrebt meinem Verständnis der Werte des Christentums und damit auch denjenigen des Pfarrertums. Diese Stärke, diese Härte, die er, völlig in seiner Repräsentationsfunktion als Vertreter Gottes in diesem Bild ausstrahlt, ist nicht meine Vorstellung der Haltung, die jemand in dieser Position ausdrücken sollte.“ Sie blickten mich an, als erwarteten Sie einen Einspruch oder eine Bestätigung und als Sie sahen, dass ich nicht gewillt war, Ihnen eines davon zu geben, fuhren Sie fort, halb mir, halb dem Gemälde zugewandt. „Er scheint das Leiden des Menschen zu verachten, den er mit diesem Blick trifft. Dabei ist dieses doch alles woraus unser Glauben entstehen kann; sein Fundament.“ Sie sahen einige Momente auf die Tischplatte, und ich wagte nicht Ihre in sich gekehrte Überlegungen zu stören.

Als sich ihre Augen mühsam hoben, als müssten Sie sie mit aller Kraft hochzerren und mich anblickten, durchzuckte sie plötzlich ein Blitz und sie stachen durch das dämmrige Licht. „Nun sagen Sie mir, wie kann ich Ihnen behilflich sein?“

Ich erzählte Ihnen, was mein Begehren, war und wie ich daran scheiterte, von Vater und Mutter, meiner familiären Herkunft, die mich zurückzuhalten drohte – und von den irrationellen Wünschen, die in den Tiefen meines Herzen nach oben quollen, um einzig sich erfüllt zu

sehen durch ein Studium an der städtischen Universität: Den Geist der Welt herumzuschleudern, alles Gewesene radikal zu hinterfragen, um schließlich der Welt neue Worte zu geben, eine neue Sprache in sie hineinzutragen, die alles in einem anderen Licht erscheinen lassen würde. Es ist nichts, was nicht schon getan wurde – von den Größten, die in meinem Kopf umherjagten, mich aus Büchern, die ich eben in die Finger bekam, anblickten. Es sollte etwas Neues unter meiner Schädeldecke wachsen, sich ausbreiten auf Papier und Texte, das die Welt wieder einmal in ihrem Geist erschüttern, die Wirklichkeit auf den Kopf stellen würde. Ich lechzte daher nach Perspektiven, die auf diese Welt noch niemand eingenommen hatte, wollte mich in den existenten Perspektivenwald hineinstürzen, mosaikartig einordnen und formvoll zum Boden ziehen – aus den hohen Sphären, die in den besonderen Augenblicken sich mir eröffnen würden. Doch dies sollte Ich tun? Nein, der Zweifel nagte unerbittlich an diesem Ich; wer war ich, dass ich solche Anmaßungen stellen könnte. Wer ist überhaupt Ich? Nein, zu Großem konnte ich es nicht bringen; stets versanken meine Wünsche in den dunklen Gefilden meiner Überlegungen, die sie im andauernden Durchdenken säureartig zersetzten und in die Nacht zogen, ihnen die Nahrung, die einzig in der feuchten, schleimigen und zuckrigen Hoffnung bestand, die sich süß und klein der nichtigen Dunkelheit, das Gesicht undeutlich in einer schwachen Flamme ihr darbietend, entgegenstellte.

Als ich geendet hatte – ich schwitzte, mein Gesicht fühlte sich kalt an, es kribbelte, nie hatte ich ähnliches irgendwem offenbart – nickten Sie

mir zu. „Es gibt Möglichkeiten, dass Sie Ihren Weg gehen – doch sie sind fast unmöglich zu erreichen. Den Rektor und die Dekane hat schon lange niemand mehr außerhalb der Universitätsgebäude zu Gesicht bekommen, nur die längsten und verschwiegensten Mitarbeiter haben mit ihnen zu tun und versorgen sie mit allem Lebensnotwendigen, niemand kennt ihre Familien oder ähnliches, niemand ihr Gesicht. Nur ihre Arbeiten sind bekannt, ihre verstaubten früheren Schriften. Ihre Arbeitszimmer liegen anscheinend in den unbekanntem Bereichen der Universität und ihre Erscheinung ist schon lange niemandem mehr bekannt. Doch alle Entscheidungen liegen schlussendlich bei ihnen, sie müssen umgeben sein von Aktenbergen und das Innere ihrer Köpfe davon kaum noch zu trennen – ihre Unterschrift zeichnet zwar nicht die Briefe, die schließlich die unnachvollziehbare Aufnahme in die Universität begründen, doch glaubt man, dass die Unterschriften, die schließlich die der Professoren sind, unter den wachsamen Augen von Rektor oder Dekanen – beziehungsweise einem ihrer multiplen Augenpaaren, die sich für sie in der Universität in diversen Funktionen umhertreiben, angefertigt werden. Kein Name studiert an dieser Universität bevor er von den strengen Augen dieser Personen einmal gelesen und mit dem Aktenberg abgeglichen wurde. An die Professoren der Universität werden Sie nie herankommen; selbst engste Vertraute und Mitarbeiter sprechen kaum persönlich mit ihnen, niemand weiß genau, was in ihrem Innersten vorgeht, sie sind glatte Flächen, an denen alles abgeleitet, was versucht in sie zu dringen. Dahinter verbirgt sich vermutlich etwas, doch was es ist, weiß niemand und niemand wagt es,

es herauszufinden. Auch ihre Hilfskräfte und Studenten werden Ihnen daher nicht helfen können, die meisten wissen selbst kaum, warum sie schlussendlich an der Universität studieren dürfen. Doch ich empfehle Ihnen trotz allem, einen von ihnen aufzusuchen, denn schon lange habe ich mich nicht mehr mit der Universität befasst, vielleicht kann Ihnen einer von ihnen weiterhelfen und weiß etwas, etwas Neues, das meiner Kenntnis entgangen ist. Wenn Sie Glück haben, wird einer mit Ihnen sprechen, wenn sie ihn vor den Toren der Universität abfangen und ihn auf ein Getränk einladen.“ Kaum hatten Sie geendet, verflog das blitzende Leuchten in Ihren Augen, und sie richteten Ihren Blick wieder in Richtung des Bodens. „Nun haben Sie wohl alles, was Sie von mir brauchen. Es war mir eine Freude, dass sie mich mit Ihrem Besuch beehrten.“, sagten Sie leise und ohne mich anzublicken. „Ich habe nun auch noch einige Arbeit zu tun und würde Sie bitten, mich nun zu verlassen. Berichten Sie mir doch gerne bei nächster Gelegenheit.“ Sie drehten Ihren Stuhl herum; ich verabschiedete mich leise und ging den Weg zurück an die Oberfläche und trat aus der Kirche, es war mittlerweile dunkel geworden und ich wusste, dass es bis morgen keinen Sinn hatte, den Kontakt eines Studenten zu suchen.

Ich ging auf dem direktesten Weg nach Hause. Dort angekommen, öffnete ich die Tür und ging langsam und leise in mein Zimmer. Ich wusste nicht, ob meine Eltern noch wach lagen, aber der bereits erkaltete Geruch der Zigaretten legte es nahe, dass sie bereits im Bett waren. Die Gedanken schwirrten in meinem Hirn, heiß pochte mein Kopf vor dem Andrang der fehlenden Hoffnung. Bunte Punkte tanzten

vor meinen geschlossenen Augen, während ich im Bett lag. Langsam fiel ich in den Schlaf und träumte.

Mein Vater und ich waren in Wanderklamotten gekleidet und stiegen einen Weg hinauf, der aus harten, spitzen, dunklen Steinen bestand – wie aus Vulkangestein. Wir folgten dem Weg eine Zeit lang, der sich nach oben schlängelte, doch hatte ich dabei das Gefühl, dass ich den Gipfel unter allen Umständen erreichen müsste, aber ich wusste, dass dieser eine Lüge war. Über uns war nichts als schwerer, mit den Augen undurchdringlicher Nebel. Ich hatte Angst, obwohl nichts da war, was mir diese Angst einflößen könnte, auch mein Vater lief völlig ruhig neben mir, leise piff er manchmal vor sich hin, seine Haut war gut gebräunt. Er sah lächerlich aus in seiner Kleidung, hatte einen Hut mit Feder, und einen langen Stock, den er immer wieder zwischen die spitzen Steine stieß. Mit jedem Schritt steigerte sich sowohl meine Angst als auch das tiefe Gefühl unbedingt weiter hochsteigen zu müssen. Dann plötzlich hielt mein Vater an. Er sah mich an, und ich schaute ihm ins Gesicht. Die Ruhe und Zufriedenheit, die darin bis eben stand, verzerrten sich zu einem langen, klebrigen und dunklen Lachen, das mich festhielt. Ich wollte den Blick abwenden, doch ich konnte es nicht. Er fasste mich am Kinn mit kalter Hand und drehte meinen Kopf wieder nach vorne. Der Weg vor uns war verschwunden, dunkelrote Glut schien aus einem tiefen Abgrund herauf, der sich nun vor uns eröffnete. Er wies hinein und lachte laut, so dass mein Blick sich wieder wie festgeklebt an seinen Mund heften musste, aus dem ein dunkler Schlund mir entgegensah, die Zähne fielen ihm aus diesem Mund

heraus, in den Abgrund hinein und wuchsen direkt nach. Sein Gesicht glühte gelblich im Schein des Abgrundes. Er lachte immer lauter ein fürchterliches, kaltes und auf seltsame Art verlockendes Lachen. Er sagte: „Einer von uns wird springen, anders ist es nicht möglich, erst dann wird der Weg sich dem anderen wieder öffnen, erst dann wird sich der Nebel verziehen und der Gipfel wird sichtbar werden. Du oder ich – mein Sohn? Es ist deine Entscheidung, denn ich werde niemals, hörst du? niemals freiwillig springen. Aber wenn du es verfügst, so werde ich den Schritt tun.“

Ich zögerte und ohne einen weiteren Gedanken fassen zu können formten meine Lippen ein „DU!“, sie stotterten es, schließlich schrien sie es.

Ich erwachte ich in meinem Bett, erfüllt von Angst, in elendem Gefühl und ich spürte, dass in der Sekunde meines Erwachens ein unbekanntes Lächeln von meinem Gesicht verschwand.

Ich zog mich an und verließ das Haus, ohne meinen Eltern noch einmal begegnet zu sein. Ihrem Rat folgend wusste ich, was mein Ziel war und begab mich auf direktem Weg zur Universität. Es war noch früh am Tag. Dort angekommen empfing mich das helle Gebäude, und obwohl ich meinen Blick gesenkt hielt, blendete mich die Reflektion der Sonne auf dem dunklen Stein.

Überall liefen Studierende umher, als ich in den Innenhof trat. Ich suchte mir einen Dunkelhaarigen, mit heller Hose, der sehr zielstrebig lief, dessen Blick aber in der Gegend umherirrte. Ich folgte ihm ein paar Schritte, fasste ihn bei der Schulter und sagte: „Ich muss mit Dir

sprechen.“ „Natürlich, das verstehe ich“, sagte er, blickte mich an und wies mir mit der Hand in den mit Gras bewachsenen Innenhof, wo ein paar steinerne Bänke standen. Wir ließen uns nieder. Er begann zu sprechen, ohne dass ich davor hätte den Mund auch nur öffnen können. „Niemand kennt sie, niemand, jedenfalls kenne ich keinen. Und glaube mir, du bist nicht der erste, der versucht irgendeinen Zugang zu ihnen zu bekommen. Den Hass gegen ihre Willkür verspüren alle, außer die wenigen, die manchmal von ihnen erwählt werden, die von ihnen eingeladen werden. Sie kehren verändert und schweigsamer zurück. Die Hohen haben Akten über jeden hier, auch über dich, sie wissen mehr als deine Vertrautesten. Doch das ist nichts, was dich zu kümmern hat, denn sie achten nicht auf dich, du bist ihnen egal, völlig egal.“ Er schlug das eine Bein über das andere. Er sah müde aus, seine Augen waren von dunkeln Schatten untermalt, ich fühlte eine gewisse Kälte, die ihm anhing, er erschien mir als der durchschnittlichste Student. „Die Aufnahmebedingungen sind niemandem bekannt“, fuhr er fort, ohne mich anzusehen, „und doch fragst du dich vermutlich, wie ich hierhergekommen bin, warum habe ich und nicht du das Recht mich frei in diesen Hallen zu bewegen, die dort hinter der Tür beginnen, und in die du dich nie wagen wirst und auch nie wagen solltest, denn es hat keinen Sinn. Um die Wahrheit zu sagen: ich weiß es nicht. Doch ich denke, es könnte daran liegen, dass mein Vater hierherkam – eines Tages – und für mich vorsprach. Er hat mir nie gesagt vor wem oder was er gesprochen hatte. Aber bereits einen Tag später bekam ich Post. Ich war angenommen. Ich sollte bereits am nächsten Tag

hierherkommen. Schon als ich die inneren Hallen betrat, nickte man mir zu, als würde man mich kennen. Doch sie – sah ich nie.“ Er erhob sich, reichte mir die Hand, und schritt, die ersten Meter langsamer als zuvor und etwas gebückt, dann wieder in dem zügigen Gang, durch die hohen Türen, ohne sich noch einmal umzublicken, in die inneren Hallen.

Ich stand auf und ging nach Hause. Der Tag war mittlerweile in den Mittag fortgeschritten und ich schwitzte sehr, auf meinem Weg. Der Wind hatte zugenommen, und ich hielt den Blick gesenkt, um dem Staub, der mir in die Augen getrieben wurde, auszuweichen.

Dort angekommen, öffnete ich die Tür und ließ mich für einen Moment am Wohnzimmertisch nieder. Das Licht war nun völlig defekt und ich saß in nächtlicher Dunkelheit. Ich sah die Zigarette meiner Mutter im hinteren Raume glimmen, so dass ich wusste, dass sie dort auf ihrem gewohnten Sessel saß. Nach einigen Minuten, in denen ich mich von der Hitze draußen erholen musste, richtete ich mich langsam auf und schritt hinüber zu ihr. Während ich die wenigen Schritte zu ihr zurücklegte, glomm die Glut immer wieder auf und ich konnte ihre fahlen Lippen aus der Nacht des Zimmers heraus sich abzeichnen sehen. Sie war halb von mir abgewandt und ich vermutete sie in der gewohnten unbewussten Trance. Um sie auf mich aufmerksam zu machen, ließ ich mich vor ihrem Sessel in die Hocke herunter und sah ihr ins Gesicht. Ihr rechtes Auge versuchte sich mühsam zu öffnen und war von geschwollener blauer Haut umrandet, ihre geschwollenen Lippen, die ich im spärlichen Schein nicht deutlich genug gesehen hatte, blieben geschlossen. Sie murmelte etwas, ohne sie auseinander

zu bewegen. Ein Schrecken und eine Angst erfassten mich bei diesem Anblick. Diese dunkle Angst hielt mich davon ab, sie zu fragen, was passiert sei. Doch sie sah wohl mein Entsetzen, das sich in meinem Gesicht spiegeln musste. „Der Vater ist nicht schuld, sei ihm nicht böse“, murmelte sie, „ich bin schuld, ich bin die, die nicht erkennen will, was richtig ist, für uns, für dich.“ In Entsetzen erstarrt, blickte ich meine Mutter weiter an, deren Mund und Augen sich wieder gänzlich geschlossen hatten. Der glimmende Schein zeigte mir noch einmal die Unschuld meiner Mutter, bevor ich mich aufrichtete und in mein Zimmer ging.

Ich lag im Bett und dachte daran mich umzubringen, mich hinab, aus dem Fenster zu stürzen, um auf der hellen einsamen Straße zu zerschellen. Eine Dunkelheit breitete sich in meinem Kopf aus, von der ich hoffte, sie würde mir Ruhe, die alte, kühle Ruhe bringen. Ich weinte. lange, bis meine Lippen nur noch zuckten und zitterten, weil die Tränen versiegten. Langsam begann mein Kopf zu glühen, ich zitterte, mein Leib begann zu beben, der Raum drückte auf mich ein. Ich spannte meinen ganzen Körper an, um dem Druck standzuhalten, meine Schläfen pochten, doch fühlte ich mich, als würde ich in der Ecke einer riesigen Halle sitzen, aus der ich nun aufstand und mich mit lautem Schreien des Halls erfreute, bis sich die bloße Vorstellung in Traum verwandelte. Ich schritt durch die Halle, bis ich an eine Treppe kam, die derjenigen in unserem Haus ähnelte und die ich hinabging. Die Treppe endete an einer Tür, ich ging hindurch und befand mich in einem langen Gang, er hatte weder Fenster noch Türen, sondern führte geradeaus bis

hin zu einer Wand. Mein Körper fühlte sich seltsam an, er glühte und meine Hände waren verschwitzt und hinterließen feuchte Schlieren an allem, was ich berührte. Ich ging bis zur Wand am anderen Ende. Dort angekommen, sah ich, dass eine Leiter hinaufführte. Langsam, aber mit einer Überzeugung, die versuchte sich gegen die Angst, vor dem was mich dort oben erwarten würde, zu wehren, stieg ich hinauf. Der Aufstieg schien mir ewig und meine Arme wurden allmählich immer schwächer. Irgendwann sah ich über den Boden des nächsten Raumes hinaus und erkannte, dass es nur ein weiterer langer Gang war, der sich gerade in die dunkle Nacht zog. Ich stieg aus dem Loch, an dem die Leiter endete und sah am anderen Ende des Ganges eine Person, die mir abgewandt war. Rötliches Licht erhellte allmählich das Dunkel. Langsam schritt ich auf die Person zu, die sich nicht umwendete, sondern deren Blick vor sich zu Boden gerichtet war. Als ich näherkam, hörte ich, dass sie weinte und etwas vor sich hinsprach. „Wer bin ich, was bin ich, hatte mein Leben einen Wert, das kann es nicht gewesen sein. Der eine versunken, muss der letzte Sohn in tiefere Gewässer vordringen, er muss, er muss, die Netze werden morsch, wie ich es werde. Kommt denn keiner, sie auszubessern?“ Nun stand ich hinter der Person und berührte sie an der Schulter. Sie drehte sich um, ein Gesicht sah mich an, dass sich zu einem schiefen Lächeln verzerrte und den Ausdruck völlig entstellte. Gelbe Zähne schlugen mir entgegen, Tränen liefen aus den Augen in den Mund. Der rote Schein wurde immer stärker und ich sah, dass sich hinter der Person ein rotes Wellenmeer erstreckte. Meine Hände zitterten und zuckten. Mit all meiner Kraft

schlug ich der Person ins Gesicht und sie fiel laut lachend in die Wellen. „ICH!“ schrie sie, „war GOTT!“, bevor sie in den Wellen unterging, und ich wusste, dass es stimmte. Aus meinem Inneren stieg eine unfassbare Angst herauf und mein Gesicht erschien gespiegelt in den Wellen, was sie noch verstärkte. Langsam schloss sich das Meer vor mir. Der rote Schein verschwand und Nacht umgab mich, kein Licht war mehr da. Ich fiel.

Ich öffnete meine Augen, weil meine Mutter in mein Zimmer kam. Ihr Blick war kalt und sie schaute durch mich hindurch. „Komm runter!“, sagte sie nur. Ich zog mich an und ging die Treppe hinunter. Im Gang unten lag mein Vater auf dem Boden, die offenen Augen zur Decke gerichtet. Meine Mutter schaute mich mit Verachtung und Hass an und sagte mit feuchter Stimme: „Er ist tot!“

Ich konnte nichts sagen, die Gefühle schlugen in mir zusammen. Helle, klirrende Freude mischte sich mit schrecklichem Entsetzen. „Was sagst du dazu!?“, schrie meine Mutter, „SAG WAS! Ich weiß es alles!“ Sie stürzte auf mich zu und schlug meinen Oberkörper. Ich blieb regungslos stehen und sah auf den Leichnam, der gekrümmt vor mir lag, seine Augen weit geöffnet, die Lippen von einem leisen Lächeln umspielt. Hass stieg in mir auf und tiefe Traurigkeit. Meine Mutter hatte von mir abgesehen und stand abgewandt am Fenster. Ich begann zu weinen, nun war alles verloren, und doch war mir nach Lachen zumute, so tief war mein Hass auf diesen Mann gewesen, der nun langsam kalt wurde. Ich war erleichtert und gleichzeitig wusste ich, dass mein Leben zu Ende war. Ich wusste nun, dass ich sterben wollte. Ich ließ meine Mutter

zurück und ging hinaus, die helle Sonne schlug mir entgegen. Ich lief ziellos durch die Straßen, wobei sich mir das Gefühl aufdrängte, dass mich alle Menschen beäugten, tiefer Hass schlug mir aus ihren dunklen Augen entgegen. Ich versuchte ihnen auszuweichen, aber ihre Blicke waren zu klebrig.

Plötzlich merkte ich, dass ich vor Ihre Kirche gelangt war. Sie standen vor der Tür in Ihrem langen schwarzen Gewand und blickten mir entgegen. Kaum war ich an Sie herangetreten, baten Sie mich in die Kirche; ich folgte Ihnen und wir liefen durch das kühle Schiff. „Das ist nicht der Weg, den Sie gehen sollten“, begannen Sie, „es ist eine Schande, die Sie es getan haben, und dies wird unser letztes Gespräch sein. Einmal noch werden Sie mich sehen – nur sehen – bevor alles zu Ende geht. Gott wird Sie nun zurücklassen – er wird Sie *vergessen*. Und damit sind sie verloren. Denn dann sind sie nicht mehr Teil seines Willens. Gehen Sie jetzt!“ Ich verließ Ihre Kirche und sah Ihnen noch einmal ins Gesicht. Dass auch Sie mich aufgegeben hatten, zeigte mir, dass ihr Leben wertlos war, und damit alles Leben, auch das meine und auch dasjenige GOTTES. Ich ging wieder lange durch die Straßen, bis mir eine Frau entgegenkam und direkt auf mich zuging. Sie blieb vor mir stehen, nahm mich am Arm und führte mich durch die Straßen. Ich kannte sie nicht, doch wollte ich mit ihr gehen, sie war schön und sauber, ihre langen tiefschwarzen Haare dufteten, sie ging mit sicheren Schritten und hatte den Kopf stolz erhoben. Sie trug eine weiße Hose und ein schlichtes weißes Oberteil. Die Sonne wurde hell von ihrem Körper reflektiert. Sie blickte mich nicht an. Dann kamen wir an den

Platz vor der Universität, viele Menschen standen dort, angeordnet in einem Kreis. Oben auf einem Balkon an der Vorderseite der Universität standen einige Männer, deren Gesichter ich nicht sehen konnte, die sogleich in das Innere des Gebäudes verschwanden, sobald wir aus der Seitenstraße auf den Platz traten. Mich immer noch am Arm haltend ging sie mit mir in den Innenhof der Universität durch die Menge hindurch, die sich hinter uns schloss und uns folgte. Dort standen überall junge Menschen auf den langen, den Hof umrandenden Balkonen, eng gedrängt sahen sie auf mich herunter. Nur die Säulen, die alle paar Meter die Balkone mit dem Dach verbanden, trennten die Massen. Auch Sie und meine Mutter sah ich zwischen den Menschen. In der Mitte des Hofes standen ein Tisch und ein Stuhl. Die Frau wies darauf, damit ich mich setzte, was ich tat. Auf dem Tisch lagen weiße Blätter, ein Stift, ein Umschlag und ein feines Skalpell. Eine sanfte, kühlende, beruhigende Stimme hinter mir sagte. „Schreibe einen letzten Brief, versieh den Umschlag mit einem Namen und dann töte dich.“. Ich suchte das Gesicht meiner Mutter in der Menge und entdeckte es, Hass schlug mir aus ihren müden Augen entgegen, die das erste Mal wirklich mich ansahen, nicht mehr bloß durch mich hindurch. Ich wendete mich von ihr ab und suchte Sie in den Massen an Gesichtern. Lang blickte ich Sie an und Sie hielten meinem Blick stand – dies war das letzte Mal, dass wir uns sahen. Ich schrieb auf den Umschlag: „Pater G. B.“

Ich nahm den Stift zur Hand, wendete mich dem völlig leeren Blatt zu und schrieb.

*Fluvius Raon*

